
GEWINNEN
VERLIEREN
NEU BEGINNEN
BORIS BECKER
INSIDE
A2923EV
ullstein
SPIEGEL
Bestseller
Jetzt als Taschenbuch

ullstein

Wimbledonsieger mit siebzehn, sechsmaliger Grand-Slam-Gewinner und ehemalige Nummer eins der Weltrangliste – Boris Becker hat in seiner Tenniskarriere unvergleichlichen Erfolg, Ruhm und Reichtum erreicht. Doch als er im April 2022 wegen des Vorwurfs von Insolvenzstraftaten zu 30 Monaten Gefängnis verurteilt wird, ist schlagartig alles anders. In seinem Buch schildert er dieses Leben hinter Gittern – von der brutalen Realität in zwei der härtesten Gefängnisse Englands bis hin zu neuen Freundschaften und unerwarteten Lektionen in Resilienz, die sein Leben aufhellten. Jenseits von Ruhm und Reichtum musste sich Becker als Häftling A2923 EV in einer völlig neuen Welt zurechtfinden, wo einem nichts leichtgemacht wird. INSIDE ist mehr als eine Überlebensgeschichte – es ist die ergreifende Story einer umfassenden Zäsur. Offen erzählt Becker von den Entscheidungen, die ihn ins Gefängnis geführt haben; er reflektiert seine Fehler und den Preis des Ruhms. Und er beschreibt, wie er mithilfe neuer Beziehungen, hart erlernter Überlebenstechniken und der Philosophie des Stoizismus beginnt, sein Leben wieder aufzubauen. Die Geschichte eines legendären Sportlers, der alles verlor – wie er überlebte und neu begann und Licht in den dunkelsten Momenten des Lebens fand.

BORIS BECKER, geboren 1967 in Leimen, ist Deutschlands erfolgreichster Tennisspieler und arbeitet heute als TV-Kommentator. Als er mit 17 im Jahr 1985 der jüngste Wimbledonsieger aller Zeiten wurde, war dies der Auftakt einer sagenhaften Karriere. In den folgenden Jahren dominierte er die Tenniswelt und errang sechs Grand-Slam-Siege, allein drei davon in Wimbledon. Nach seinem Rückzug als aktiver Spieler verfolgte Becker eine Karriere als Coach und Tennis-Kommentator, besonders hervorzuheben ist seine Zusammenarbeit mit dem serbischen Weltklassespieler Novak Djokovic, der unter seiner Betreuung sechs Grand-Slam-Titel gewann.

BORIS BECKER

mit Tom Fordyce

INSIDE

GEWINNEN

VERLIEREN

NEU BEGINNEN

Aus dem Englischen von Dieter Fuchs

Ullstein Taschenbuch

Die englische Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *Inside* bei HarperCollinsPublishers, London, United Kingdom.

www.ullstein.de

ISBN 978-3-548-07524-2

Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Oktober 2026
© der deutschsprachigen Ausgabe
2025 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
© 2025 by Boris Becker
Alle Rechte vorbehalten
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer Vorlage von Claire Ward
© HarperCollinsPublishers Ltd. 2025
Titelabbildungen: © Pål Hansen und Nils Jorgensen/shutterstock
Gesetzt aus der Minion und der Futura
Satz: Savage Types Media GbR, Berlin
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

Dieses Buch ist meiner
verstorbenen Mutter Elvira gewidmet und
der Frau, die mich gerettet hat, meine Ehefrau Lilian.
Sie sind der Grund, warum ich heute hier bin.
Ich liebe euch beide.

KAPITEL 1

Es sind die Schreie, die dir in deiner ersten Nacht im Gefängnis am meisten zusetzen.

Schreie, die klingen, als ob jemand Schmerzen hätte. Als ob jemand Hilfe bräuchte. Als ob jemand stirbt.

Man weiß nicht, woher sie kommen, sie sind einfach da, irgendwo dort draußen. In den Lücken zwischen dem grellen Neonlicht der Korridore und der Dunkelheit der Zellen. Irgendwo jenseits der verschlossenen Stahltüren und Suizidnetze. Widerhallend von den dicken Backsteinmauern, hohen viktorianischen Deckengewölben und Gitterstäben aus Eisen. Sie kommen durch die kalte Nacht. Sie kommen, um dich zu holen.

Geräusche spielten in meinem Leben stets eine entscheidende Rolle. Die Stille, in der man eine Stecknadel fallen hört, und der explosionsartige Beifall. Das elastische Ploppen eines Volleys und das Schnappen einer Netzschnur. Das Rutschen weißer Schuhe auf grünem Gras, klickende Kameraauslöser und zoomende Objektive.

Du stehst an der Grundlinie des Centre Court und bist der Dirigent von alldem. Du hast die Kontrolle.

Du gibst dem Balljungen ein Zeichen. Fängst den Ball, den er dir zuwirft, mit der linken Hand. Von der Tribüne ruft man dir Mut zu und Hoffnung. Von allen Seiten dein Vorname. Immer nur der Vorname.

Du fährst dir mit der Hand übers Gesicht. Spitzt die Lippen und pustest kühle Luft auf deine feuchten Fingerspitzen.

Es wird vollkommen still. Sechzehntausend Menschen sind an diesem heißen Sonntagnachmittag hier in Südwest-London versammelt, und jeder Einzelne wartet auf das, was du tust. Sie sind nah genug, um die dunklen Schweißflecken auf deinem weißen Shirt und

die hellen Grasflecken an deinen Hüften zu sehen. Um über die niedrigen Mauern zu springen, auf dich zuzustürmen und dich unter sich zu begraben.

Stattdessen atmen sie kaum, als du den Ball hochwirfst, die Knie und den Rücken beugst und dich nach vorne wuchtest. Sie atmen kaum, als der weiße Slazenger-Ball die straffen Saiten deines Schlägers dehnt. Atmen kaum, als der Ball durch die warme Sommerluft zischt.

Erst als er auf der anderen Netzseite landet, hört man sie wieder. Als er vom Rand des gegnerischen Schlägers abprallt und über die Seitenlinie schnellt. Als deine Arme nach oben schießen, deine Füße einen kleinen, zuckenden Tanz aufführen und du den Kopf nach hinten wirfst, zum blauen Himmel über dir.

Dann bricht es los. Der Lärm ist so gewaltig, dass du ihn in der Brust und im Kopf spürst. Er tut weh. Er macht dir fast Angst. Aber eben nur fast, weil du genau weißt:

Das habe *ich* getan. Ich habe es erschaffen. Ich kontrolliere dies alles.

Das Getöse hält nie lange an in Wimbledon. Es entweicht nach oben, vorbei an den alten Holzsparren und dem dunkelgrün gestrichenen Dach. Es verwandelt sich allmählich von wildem Jubel zu donnernden Applauswellen, die über die Gänge und Sitzreihen fluten.

Wenn du im nächsten Sommer zurückkehrst, fühlt es sich vertraut an. Die Gänge und Trainingsplätze sind fast schon so etwas wie Heimat, und du lässt dich erneut auf den Rhythmus und die Routine der vierzehn Tage ein, stehst spät auf und spazierst die Church Road hinunter, wo du angestarrt und angelächelt und dann von Polizisten durchgewinkt wirst. Die Umkleideräume und die Members' Lounge, die Ehrentafel der Champions, denen du zugeschaut, gegen die du gespielt und nun gewonnen hast. Die Zeilen aus Rudyard Kiplings Gedicht *If*, die über dem Spielereingang zum Centre Court stehen: *If you can meet with Triumph and Disaster / And treat those two impostors just the same.* (Wenn du Triumph und Niederlage erleben / Und

beide Blender gleich behandeln kannst.) Eine Aufforderung, ein Schlachtruf.

Es ist dein Soundtrack und deine Welt. Als Spieler kennst du den Unterschied zwischen den »Ooh«-Rufen, die einem hektischen Vorhand-Return in einem langen Ballwechsel gelten, und denen, wenn du ausrutschst und dich wieder aufrappelst. Zwischen dem Keuchen, wenn du voll ausgestreckt einem Rückhand-Halbvolley entgegenhechtest, und dem der Ungläubigkeit, wenn du ihn in einem unmöglichen Winkel über das Netz zurückschlägst, der Backspin greift und der Ball dort liegen bleibt, wo er gelandet ist.

Ich hätte nie gedacht, dass irgendwann das Gefängnis meine Welt sein würde. Aber jetzt bin ich hier, im HMP Wandsworth – HMP, diese merkwürdige und grausame britische Abkürzung für *Her Majesty's Prison*, das Gefängnis Ihrer Majestät. Die nächste Zeit werde ich hier verbringen, und nichts habe ich mehr unter Kontrolle.

Ich kann nicht einfach gehen. Ich kann den Lärm nicht ausschalten. Und nichts von alldem ergibt irgendeinen Sinn, denn ich bin verloren, hilflos, und die bisherigen Regeln gelten nicht mehr.

Das Wandsworth-Gefängnis ist ungefähr drei Kilometer vom Centre Court in Wimbledon entfernt. Die Postleitzahlen der beiden Orte, SW19 und SW18, trennt nur eine einzige Ziffer – und doch liegt zwischen ihnen eine unfassbare Distanz.

Vielleicht noch schlimmer als die Schreie selbst, die in dieser kalten Zelle widerhallen, mit ihrem Schimmel, der dreckigen Toilettenschüssel und der defekten Türluke, ist es, nicht den Grund dafür zu kennen.

Haben diese Männer Albträume, oder sind sie wütend? Sind ihre Verletzungen real oder eingebildet, werden sie angegriffen, oder attackieren sie sich selbst?

Außer Kontrolle, außer Reichweite. Es gibt verschiedene Arten von Schreien. Manche sind ein unablässiges Wehklagen, andere ein ständiges Auf und Ab, mit Höhen und Tiefen. Manche klingen schluchzend und selbstmitleidig, andere entfesselt und wütend. Manchmal

verstummt alles, dann hat man eine Minute Ruhe und fragt sich, warum, bevor es wieder von vorn losgeht. Manchmal ist es auch zehn Minuten lang still, dann geht man zurück zu seiner Pritsche mit der dünnen Decke und versucht, seinen Körper an die seltsamen Konturen und Abmessungen einer Matratze anzupassen, die von hundert Fremden vor einem geformt wurde.

Aber immer beginnt es wieder von Neuem, und jedes Mal geht dann etwas anderes los. Geschrei aus anderen Zellen.

— Halt die Fresse!

Schläge gegen Türen. Hip-Hop-Beats aus der Ferne. Stöhnen, Drohungen und Racheschwüre.

Je mehr geschrien wird, desto lauter schreien die anderen zurück. Ein endloser Ballwechsel zwischen Gegnern, die einander nicht sehen können, sich aber trotzdem gegenseitig vernichten wollen.

Also gerate ich in Panik und rufe selbst etwas.

— Ist da jemand? Hört ihr das denn nicht? Kann nicht irgendjemand helfen?

Du drückst den Notfallknopf an deiner Wand. Die »Listener« lassen sich Zeit, aber schließlich kommt jemand an deine Tür. Er schiebt die Metallplatte vor dem Sicherheitsgitter zurück und starrt dich an. Ich werde später genauer erklären, wer diese Listener sind. Wenn du zum ersten Mal eingelocht bist, dann retten sie dich manchmal. Sie helfen dir, Teile dieser neuen Welt zu verstehen, dieser neuen Art des komprimierten Lebens. Aber in diesem Augenblick retten sie dich nicht. Sie können es nicht. Denn das ist nun mal die Situation. Ich erlebe hier meine Taufe und gleichzeitig meine Grundausbildung.

Du schnauzt diesen Typen an, bist selbst kurz vorm Ausrasten. Ein paar tiefe Atemzüge entfernt von allem.

— Da bringt sich einer um! Jemand stirbt!

Und der Listener sieht dich an, gänzlich unbeeindruckt, weil er das alles schon kennt, und komplett ungerührt, weil er es jede Nacht hört. Und das sagt er dir auch.

— Gewöhn dich dran. Das geht die ganze Nacht so.
— Aber was ist da los? Kann nicht jemand nachsehen?
— Die einen sind verrückt, und die anderen wollen nur Aufmerksamkeit. Kommt aufs selbe raus, Kumpel. Und mach dir bloß keine Hoffnungen, wenn sie aufhören. Die fangen schnell wieder an.

Du fragst ihn, wie du dabei einschlafen sollst. Da denkst du noch, dass jemand das alles hier in Ordnung bringen wird.

Und dann sagen sie es dir. Du wirst in deiner ersten Nacht nicht einschlafen. Und morgen auch nicht. In drei Tagen? Da schläfst du vielleicht ein bisschen. In vier Tagen? Wirst du so müde sein, dass du vielleicht bis Mitternacht durchhältst. In der fünften Nacht hörst du die Schreie nicht mehr.

Du sitzt also auf deiner Pritsche, und tausend Gedanken schwirren dir im Kopf herum. Wenn ich das hier erzähle, glaubt mir keiner. Das ist Folter. Das kann man nicht überleben.

Ich sitze mit einem Haufen Psychopathen in einem Käfig. Ich bin allein und verloren. Ich bin eine Nummer, die keiner kennt.

• • •

Eigentlich hat diese Geschichte schon lange zuvor begonnen. Und zwar am 7. Juli 1985 auf jenem Rasenplatz im Südwesten Londons, mit jenem Aufschlag weit raus auf Kevin Currens Rückhand. Mit allem, was das bedeutete und danach für mich folgte.

Warum aber saß ich am 29. April 2022 im Southwark Crown Court auf der Anklagebank? Weil ich Fehler gemacht habe und Dinge falsch eingeschätzt, einiges davon habe ich schnell begriffen, anderes hingegen erst, als es zu spät war. Nur wäre nichts von alldem passiert, hätte ich nicht mit siebzehn Jahren Wimbledon gewonnen. Dieser Moment veränderte alles. In diesem Moment wurde mein Weg vorgezeichnet.

Das spürte ich damals, in den Stunden, die auf jenen letzten Aufschlag folgten. Als die Menschen, die ich gut kannte – meine Mutter

und mein Vater, mein Trainer, mein Manager –, mich ansahen, als wäre ich plötzlich ein Fremder.

Und jetzt passierte es wieder. Es war der Vormittag des 29. April, der Tag der Urteilsverkündung. Ich stand in dem kleinen Schlafzimmer einer winzigen Mietwohnung im Zentrum Londons und packte eine Tasche – entweder für die Chance auf einen Neuanfang oder für sieben Jahre hinter Gittern. Ich öffnete den Schrank und suchte etwas Passendes zum Anziehen heraus.

Grauer Anzug, weißes Hemd, schwarze Sneaker. Unprätentiös. Die Anwälte raten einem dazu, bei der Verhandlung keine teure Krawatte zu tragen. Nicht zu auffällig sein. Vielleicht sogar ein wenig glanzlos.

Ich war in neunundzwanzig Punkten nach dem britischen Insolvenzgesetz angeklagt worden. Fünf davon wurden noch vor der Verhandlung fallen gelassen. In zwanzig Punkten wurde ich freigesprochen, aber am 8. April in vier Punkten für schuldig befunden. Jetzt, an diesem seltsamsten aller Tage, wollte ich wieder mit etwas in mir in Berührung kommen, mit dem ich mich wohlfühlen konnte. Also griff ich nach meiner Wimbledon-Krawatte und band sie mir um.

Hätte ich Joakim Nyström nicht zweimal den Aufschlag abgenommen, als er im fünften Satz unseres Drittrundenspiels 1985 zum Match aufschlug, wäre es wohl nie zu diesem Tag am Southwark Crown Court gekommen. Und auch nicht, wenn Tim Mayotte bei unserem Match in der vierten Runde am Netz und nicht an der Grundlinie gewesen wäre, als ich mir den Knöchel verletzte. Ich hätte ihm die Hand geschüttelt und aufgegeben. Ich wusste nicht, dass man mir den Knöchel bandagieren würde, woraufhin sich die Schmerzen legten und ich weiterspielen konnte. Hätte ich den Einzeltitel der Herren erst mit zweiundzwanzig gewonnen, würde das alles hier nicht passieren.

Deshalb die Wimbledon-Krawatte. Ein Statement für das Gericht, für die zuschauende Öffentlichkeit. Für die Hundertschaften an Journalisten und Kamerateams auf der Straße vor dem Gebäude. Hier ist euer Wunderkind. Hier ist euer alter Champion. Ich kannte den Jun-

gen, der ich damals war. Aber wer war ich jetzt, und was war mit dem Mann dazwischen passiert?

Zwischen Urteil und Urteilsverkündung liegt eine lange Wartezeit. In meinem Fall waren es fast drei Wochen – ein Leben in der Schwebe, eine Endlosschleife aus Fragen, Schuldzuweisungen und Ratespielen.

Meine Anwälte hatten verschiedene Szenarien mit mir durchgespielt. Das bestmögliche bestand in einer simplen Bewährungsstrafe. Ich würde zwar pleite und erschöpft sein, dafür aber frei. Ich könnte Pläne für eine bessere Zukunft machen. Das andere Extrem waren sieben Jahre Gefängnis. Pleite, erschöpft und gebrochen.

Du spielst das Match im Kopf durch, jeden Morgen und jeden Abend, so wie du das auch als Spieler getan hast. Ich bin frei: Wie kann ich mein Leben jetzt besser gestalten? Wie mache ich weiter, und mit wem und wo? Ich kriege ein Jahr: Wo werde ich sein, und was werde ich dort tun? Ich kriege drei: Was macht das aus mir? Ich bekomme die vollen sieben: Daran versuche ich erst gar nicht zu denken. Sich eine verheerende Niederlage auszumalen, macht sie nur umso wahrscheinlicher.

Als wir wieder im Gerichtssaal sind, gibt mein Verteidiger eine Erklärung ab. Jonathan Laidlaw ist ein erfahrener Anwalt und kennt sich mit den geheimnisvollen Sprachregelungen und Spielchen des britischen Rechtssystems aus, also versucht er, den Boden für alles Weitere zu bereiten.

»Der Angeklagte hat buchstäblich nichts, und auch aus seiner unerreicht glanzvollen Sportkarriere ist ihm nicht das Geringste geblieben.

Sein Absturz ist nicht nur ein Sündenfall, sondern bedeutet für den Angeklagten darüber hinaus die größtmögliche öffentliche Demütigung. Das Ausmaß seines Leidens – und es wird noch weitergehen – ist eine Form der Bestrafung, wie sie wohl niemand sonst erleben dürfte, der in diesem Land Insolvenz anmeldet.

Was die Zukunft des Angeklagten anbelangt: Er hat keine. Dieses Verfahren hat seine Karriere zerstört und ihm jegliche Aussicht auf

ein zukünftiges Einkommen genommen. Sein Ruf – ein wesentlicher Bestandteil der Marke, die ihm Arbeit verschafft hat – ist zerstört. Er wird keine Arbeit finden und ist auf die Mildtätigkeit anderer angewiesen, wenn er überleben will.«

Man hatte mir gesagt, dass ich für den Tag der Urteilsverkündung eine Tasche packen sollte, denn möglicherweise würde ich nicht mehr nach Hause gehen können. Das wird zur ersten von vielen weiteren Aufgaben, die das Praktische mit dem Absurden verbinden. Niemand gibt dir eine offizielle Liste mit den Dingen, die du im Falle einer Verurteilung mitnehmen darfst. Also triffst du deine Entscheidungen auf der Grundlage von Gefängnisfilmen, die du in den letzten Wochen angeschaut hast. Ich habe gesehen, was dort in den Duschen passiert, wie die Häftlinge drangsaliert werden. Ich habe die Schlägereien gesehen, bei denen Männer verletzt werden und kein Wärter kommt, um ihnen zu helfen. Dabei spielt es keine Rolle, dass die meisten dieser Filme aus Hollywood stammen. Du siehst diese Dinge und behältst sie für immer im Gedächtnis.

Ich konnte schon immer gut packen. Sogar als Spieler habe ich das gern selbst gemacht. Ich mochte die Gewissheit, dass ich alles Nötige für die bevorstehenden Kämpfe hatte, und der Vorgang selbst hatte etwas Beruhigendes. Aber für diese Tasche – eine von Puma, meinem alten Sponsor, nur diesmal nicht umsonst, sondern eine billige Reisetasche von Sports Direct, die ich erst vor wenigen Tagen gekauft habe – habe ich mehr Zeit gebraucht als je zuvor.

Du stellst dir alle möglichen Fragen. Wie viel brauche ich? Wie viel darf ich mitnehmen? Wie oft kann ich Wäsche waschen? Lass mal überlegen – nimm dicke Socken mit, denn die halten vielleicht länger, pack Boxershorts ein. Aufgrund der Belastungen einer extrem anstrengenden Karriere und der vielen Operationen, die danach nötig waren, habe ich Probleme mit meinen Füßen, also brauche ich die richtigen Sportschuhe, um keine Schmerzen zu bekommen. Darf ich ein Ersatzpaar mitnehmen? Brauche ich welche für drinnen und draußen? Soll ich kurze Hosen einpacken? Ich mag kurze Hosen,

aber wir sind hier in England. Selbst im Sommer ist es kalt, und ich werde mich kaum in der Sonne aufhalten. Also keine Shorts, dafür aber Trainingsanzüge. Drei schwarze, ein dunkelblauer mit weißen Streifen. Diese Sachen werde ich wohl eine lange Zeit tragen, daher sollten sie von guter Qualität sein, die nicht so schnell verschleißt. Außerdem die Autobiografie von Barack Obama und ein Buch über Karl Lagerfeld. Das sind beides dicke Bücher, an denen ich lange lesen kann. Zahnpasta, wie viel Zahnpasta soll ich mitnehmen? Hey, das ist eine kleine Tasche, aber ich will sie nicht vollstopfen, das wäre ja lächerlich, ich fahre schließlich nicht in den Urlaub …

Du packst deine Tasche und verabschiedest dich. Du weißt weder, wie lange du weg sein wirst, noch, wohin es dich verschlägt oder ob du sogar nur für diesen einen Tag weg bist. Du weißt nicht, was in dieser Situation die richtigen Worte wären. Weil du als ehemaliger Tennis-Champion in einer anderen Welt aufgewachsen bist, findest du erst nach und nach heraus, wie viel echte Emotion du wirklich zeigen kannst oder ob du lieber eine Show abziehst. Eine Show, bei der du ruhig, selbstbewusst und kontrolliert wirkst, auch wenn in deinem Inneren das reine Chaos herrscht.

Als Erstes verabschiede ich mich von Lilian, meiner Partnerin. Ich werde Ihnen alles über Lilian erzählen, denn dies hier ist ihre Geschichte ebenso wie meine. Sie handelt davon, wie diese Frau das alles bewältigt hat, und von ihrer Stärke, ihrer Geduld und ihrer Tapferkeit. Außerdem ist heute, am 29. April, dem Tag der Urteilsverkündung, ihr Geburtstag. (Das mit dem Praktischen und dem Absurden habe ich ja schon erwähnt.) Danach verabschiede ich mich von meinem ältesten Sohn Noah. Meine neue Familie und meine alte. Die Wurzeln und Äste meines Stammbaums.

Und dann sitze ich auf der Anklagebank, hinter einer Glasscheibe, mit meiner Wimbledon-Krawatte um den Hals. Die Puma-Tasche zu meinen Füßen, meine Familie dort drüben auf der Tribüne. Vor mir steht die Repräsentantin der Macht: Euer Ehren, Richterin Deborah Taylor.

Du willst jedes Wort von ihr hören, aber das ist nicht so einfach. Das Glas vor dir ist dick. Die Lautsprecher, die ihre Worte zur Anklagebox übertragen, sind nur klein und viel zu leise eingestellt, also beugst du dich näher zu ihnen hin.

»Boris Becker, Sie wurden wegen vier Verstößen gegen den Insolvency Act 1986 für schuldig befunden. Sämtliche dieser Straftaten betreffen Ihre Handlungen nach der Insolvenzeröffnung am 21. Juni 2017, die dem Insolvenzantrag durch die Privatbank Arbuthnot Latham & Co. folgte. Sie wurden von zwanzig weiteren Verstößen freigesprochen, einschließlich der Punkte, die sich auf Ihr Verhalten *vor* der Insolvenzeröffnung beziehen.«

Manchmal knackt es im Lautsprecher. Du fragst, ob die Richterin vielleicht etwas lauter sprechen oder ob die Mikrofone aufgedreht werden könnten, aber im Grunde ist es eher die juristische Sprache, die dich verwirrt und immer einen Satz im Rückstand lässt.

»In Bezug auf Anklagepunkt 10 wurde Ihnen bei dem Treffen am 13. September 2017 gesagt, dass Sie, wenn Sie zum Beispiel eine Immobilie in Frankreich besitzen, nach der der Insolvenzverwalter nicht gefragt hat, entweder angeben müssen, dass die Immobilie Ihnen gehört oder dass sie treuhänderisch verwaltet wird. Dies wäre zudem schon vorab im *Vorläufigen Fragebogen zur Insolvenz* darzulegen gewesen. Auch dass Sie in Bezug auf die Immobilie ›Im Schilling‹ Zweifel an den Anteilen Ihrer Mutter hatten, hätte Sie nicht daran hindern dürfen, dies gegenüber dem Insolvenzverwalter anzusprechen.«

Dein Gehirn bringt seltsame Gedanken hervor: Anmerkungen zu ihrem Vortrag, denn du hast selbst fürs Fernsehen gearbeitet und weißt daher, wie man klare, prägnante Aussagen macht. Du gibst dein eigenes Urteil in Echtzeit ab – jener Satz klang positiver, dieser nicht so sehr. Und du gehst in die Analyse – warum sagt sie das, war das zutreffend, ist das fair?

Die Emotionen verstärken sich mit jedem weiteren verschachtelten Satzungetüm. Ich kann nicht länger so tun, als würde ich das alles

gut verkraften. In einem Moment will ich glauben, dass sie sich auf eine Bewährung zubewegt, im nächsten dreht sich mir vor Panik der Magen um – sie brummt mir sieben Jahre auf, sie gibt mir zehn …

Ich versuche, sie einfach nur anzusehen. Ihrem Blick standzuhalten, um selbst die Fassung zu bewahren. Während ich die Augen auf sie gerichtet halte, berühren meine Finger den Rosenkranz in meiner Jackentasche. Den Rosenkranz, den ich schon immer hatte, als junger Mann, der von der Grundlinie zum Netz sprintete, genauso wie jetzt als Mann mittleren Alters, der einen neuen Weg finden will. Ich bewege meine Fingerspitzen über die Perlen, von eins bis zehn.

Das Gehirn versucht, Schritt zu halten, zwischen entscheidenden juristischen Begriffen zu differenzieren. Im englischen Rechtssystem stellt sich bei der Anklage nach mehreren Punkten noch zusätzlich die Frage, ob die Strafe *concurrently* oder *consecutively* verhängt wird. Verbüßt man also die Strafen gleichzeitig, *concurrently*, dann gilt die höchste Strafe für einen der Punkte für alle anderen mit, oder sitzt man die Strafen nacheinander ab? Das wäre dann *consecutively*.

Ich rede mir gut zu. Okay, Boris, wenn du weißt, wie groß der Schaden ist, kannst du ihn garantiert irgendwie bewältigen. Nur fehlt mir diese Information. Okay, Boris, hör zu, hör einfach weiter zu.

Und ich bete. Ein Ave-Maria für jede Perle, ein Vaterunser bei der größeren Perle zwischen den Zehnergruppen.

Ich verliere jedes Gefühl dafür, wie lange die Richterin schon spricht. Ladies and Gentlemen, man hat die Zeit angehalten. Sind das jetzt zehn Minuten oder dreißig? Es ist von Präzedenzfällen die Rede, obwohl es für das, weswegen ich hier bin, keinen wirklichen Präzedenzfall gibt. Und es ist widersinnig, auch nur daran zu denken, dass so etwas schon einmal passiert ist, wo es mir doch derartig absurd und beunruhigend vorkommt.

»In Ermangelung spezifischer Richtlinien gelten die *Allgemeinen übergreifenden Grundsätze des Strafzumessungsrats* als Ausgangspunkt. In diesem Zusammenhang berücksichtige ich die gesetzlich festgelegten Höchststrafen des Berufungsgerichts in Strafsachen für

die Straftat sowie die endgültigen Strafzumessungsrichtlinien für ähnliche Straftaten. In diesem Fall kann die *Richtlinie zu Bestechung, Betrug und Geldwäsche* hilfreich sein, obwohl Vorsicht geboten ist, da die Straftaten sich in wesentlichen Punkten unterscheiden …«

Die Hoffnung nimmt ab und dann wieder zu.

»Was die erschwerenden Umstände betrifft, so glaube ich nicht, dass es eine nennenswerte Planung gab. Ich folge der Erklärung, dass Sie in einem chaotischen Zustand waren – nachdem Sie von der Insolvenz erfahren hatten, taten Sie Ihr Möglichstes, um diejenigen zu bezahlen, die Ihnen am nächsten standen, was weder eine durchdachte noch eine geplante Entscheidung war. Die Auswirkungen auf andere werden bei der Beurteilung Ihrer Verstöße berücksichtigt.«

Ich halte den Rosenkranz in der Hand, meine Finger bewegen sich über die Perlen.

»Ich berücksichtige auch die frühere Verurteilung wegen Steuerhinterziehung, die ich als ein ähnliches Vergehen betrachte. Obwohl dies schon einige Zeit zurückliegt, ist es im vorliegenden Fall von Bedeutung, da Sie die Warnung, die Sie erhalten haben, und die verhängte Bewährungsstrafe nicht beachtet haben. Das ist ein äußerst erschwerender Umstand.«

Du ertrinkst in stürmischer See, und diese förmliche, emotionslose Frau Anfang sechzig ist sowohl deine einzige Hoffnung auf Rettung als auch die eiskalte Strömung, die dich nach unten zieht.

»Bezüglich einer Strafmilderung berücksichtige ich, was als Ihr ›Sündenfall‹ beschrieben wurde. Sie haben als Folge der Insolvenz Ihre Karriere, Ihren Ruf und Ihr gesamtes Vermögen verloren. Ich habe die Briefe Ihrer Familie und Ihre Nachweise gemeinnütziger Tätigkeiten berücksichtigt. Sie haben jedoch keine Reue oder Einsicht in Ihre Schuld gezeigt und versucht, sich von dem Vergehen Ihrer Insolvenz zu distanzieren. Ich akzeptiere zwar die Demütigung, die dieses Verfahren für Sie bedeutet, aber es gab bei Ihnen keine Demut.«

Ich verstehe diese Mischung aus moralischer und rechtlicher Bewertung nicht, diese seltsamen Reue-Signale, die ich hätte aussenden

sollen. Wie konnte ich Reue für etwas zeigen, von dem ich nicht wusste, dass es falsch war? Ich habe Unterhaltszahlungen an meine Ex-Frau und an meine Kinder geleistet und Geld für eine Knieoperation sowie die Miete ausgegeben. Ich habe nie versucht, das zu verheimlichen, nicht zuletzt deshalb, weil ich dachte, ich würde das Richtige tun. Es verwirrt mich, dass ich hätte aufhören sollen, meinen eigenen Kindern ihren Unterhalt zu zahlen.

Aber ich bereue natürlich vieles. Vieles, was ich getan habe, und vieles, was ich hätte anders machen können. Ich ahne noch nicht, wie viel ich in diesem Jahr 2022 über mich selbst lernen werde, wie sehr ich an meine Grenzen stoßen und wie sehr ich mich verändern werde. Im Moment kämpfe ich noch mit dem Kleingedruckten. Das Problem ist vermutlich, dass ich auf der Anklagebank nicht genug von meiner Gefühlswelt preisgegeben habe. Mein Anwaltsteam hat mir geraten, nicht allzu viel zu erklären, sondern einfach Ja und Nein zu sagen. Und bei Ja und Nein kann man nichts anderes zeigen als Schwarz und Weiß.

Plötzlich ist die Richterin bei den Zahlen. Jetzt höre ich aufmerksamer zu als je zuvor in meinem Leben. Stille wie bei einem Aufschlag auf dem Centre Court, aber jetzt ist es die Richterin, die alles dirigiert.

»In Bezug auf Anklagepunkt 4 wird das Strafmaß bei zwei Jahren und sechs Monaten liegen.«

Zwei Jahre, sechs Monate. Also insgesamt dreißig Monate. Okay, es sind keine sieben Jahre. Aber ich muss ins Gefängnis. Für lange Zeit.

»Ich verhänge *concurrent* Strafen von achtzehn Monaten in Bezug auf die Anklagepunkte 10, 13 und 14.«

Aber heißt das jetzt dreißig Monate plus achtzehn, plus weitere achtzehn und dann noch mal achtzehn? Das wären dann genau sieben Jahre. Oder bedeutet es die dreißig Monate, und darin sind diese dreimal achtzehn Monate enthalten? Oder vielleicht Teile davon und andere nicht …?

Jetzt scheint die Zeit wirklich stillzustehen. Matchball, die Kugel zischt durch die Luft von Südwest-London und wird gleich irgendwo landen.

Ich schaue zu Lilian, die dort drüben rechts von mir sitzt. Ich schaue zu Noah, achtundzwanzig Jahre alt, mein Sohn, aber inzwischen auch ein erwachsener Mann. Lilian weint. Auch im Gesicht meines Sohnes erkenne ich Traurigkeit.

Ich versuche ein letztes Mal, meine Gefühle zu unterdrücken. Noch ist nicht klar, wie schlimm genau es ist. Ich richte meinen Blick wieder auf die Richterin. Warte darauf, dass der Ball aufspringt.

»Die Gesamtstrafe beträgt daher zwei Jahre und sechs Monate.«

Als es schließlich an der Zeit ist, Abschied zu nehmen, gibt es keine letzte Umarmung, keinen Körperkontakt. Keinen letzten Kuss. Lilian und Noah kommen von ihren Plätzen zur Anklagebox herunter, und ich lege meine Handfläche auf die Glasscheibe.

Lilian legt ihre Handfläche auf meine. Noah macht dasselbe. Es ist das Allerschwerste an diesem Tag.

Dann drehe ich mich weg und trete von einer Welt in die nächste.

• • •

AN DIE RICHTERIN DES SOUTHWARK CROWN COURT

Mein Name ist Noah Becker.
Ich habe die letzte Woche des Prozesses meines Vaters mit ihm im Gericht verbracht, weil es mir wichtig war, ihn so gut wie möglich zu unterstützen – genau wie er es immer für mich getan hat. Die letzten fünf Jahre waren für meine Familie und mich nicht einfach. Vor allem, wenn er als jemand dargestellt wurde, der er in Wirklichkeit gar nicht ist.
Obwohl ich sehr stolz auf meinen Vater und seine Erfolge bin, lastet die Art und Weise, wie man ihn darstellt und wie sein Name verleumdet wird, schon seit langer Zeit schwer auf mir,

was sich auf meine psychische Gesundheit ausgewirkt hat. Um ehrlich zu sein, ist ein Großteil der Zeit, die ich mit meinem Therapeuten spreche, diesem Thema gewidmet.
Wenn mein Vater ins Gefängnis müsste, hätte ich als ältestes von vier Kindern das Gefühl, eine so große Verantwortung tragen zu müssen, dass ich ohne ihn nicht dazu fähig bin. Mit seiner Art und Weise, diese Familie mit Liebe zu führen, während wir Geschwister in verschiedenen Ländern leben, hat er alles zusammengehalten.
Wir alle stehen hinter ihm, und wenn er wirklich ins Gefängnis käme, dann wären wir als Familie mit ihm eingesperrt.
Mein größter Wunsch ist es, dass mein Vater frei ist, damit auch unsere Familie frei sein kann.

Hochachtungsvoll,
Noah

KAPITEL 2

Die Rheinpfalz
Von Jörg Allmeroth, Tennisjournalist
29. April 2022

Als Boris Becker am Morgen dieses 29. Aprils 2022 erstmals von den Kameras erspäht wurde, hatte er eine Sporttasche geschultert und trug zum Anzug eine Wimbledon-Krawatte. Man hätte meinen können, der sechsmalige Grand-Slam-Champion wäre zu einem Termin im All England Club unterwegs, jenem Ort im Südwesten der britischen Hauptstadt, an dem er vor knapp 37 Jahren seinen ersten großen Karrieretitel gewann.

Aber Becker hatte in London ganz andere, eher bittere Verpflichtungen. Er musste vor Gericht erscheinen, um zu erfahren, welches Urteil nach schweren Verfehlungen in seinem Insolvenzverfahren gefällt wird. Nach stundenlangem Geduldsspiel war am Nachmittag klar, dass Becker den Gerichtssaal nicht als freier Mann verlassen wird – zweieinhalb Jahre Haft für Delikte wie Geldwäsche und Hinterziehung von Vermögenswerten als Schuldner brummte ihm Richterin Deborah Taylor auf.

Dieser Gerichtstag in London ist für Becker so einschneidend wie der 7. Juli 1985, an dem er zum jüngsten Wimbledon-Sieger aller Zeiten wurde – und es bis heute geblieben ist. Denn für Becker endeten gestern auch krachend die selbst verschuldeten Turbulenzen, die ihn mehr als zwei Jahrzehnte nach seiner großen Tennis-

Karriere zuverlässig begleiteten. Es war eine wild bewegte Achterbahnfahrt mit Abstürzen und Aufstiegen, ein immerfort andauerndes Drama. Becker verstrickte sich dabei so heillos in finanzielle Kalamitäten, dass er irgendwann die berühmten roten Linien überschritt.

Sein Anwalt argumentierte vor Gericht, Beckers Lage sei Naivität und Überforderung geschuldet. Ums liebe Geld hätten sich treulose, wenig kompetente Berater gekümmert. Richterin Deborah Taylor schenkte dem keinen Glauben und urteilte, Becker habe in aller Not dennoch sehr wohl gewusst, was er tat. Was, ganz nebenbei, bei einem erwachsenen Mann jenseits der Fünfzig auch erwartet werden kann.

Beckers Drama begann schon zu seinen aktiven Zeiten, als er wichtige Wegbegleiter aus seiner Entourage verstieß, wenn sie ihm unbequem oder lästig wurden. Becker vertraute sich am liebsten selbst, während seiner professionellen Tenniszeit. Aber auch danach. Er hatte dabei nicht zuletzt die treuherzige Vorstellung, nach seinem Leben im Tourzirkus werde er auch im Business die wichtigen Punkte erzielen. Sein Scheitern als Unternehmer verklärte er gern mit der Behauptung, als Grüßaugust sei er eben nicht geboren worden. Er müsse eben auch Risiken eingehen. Doch diesen Risiken standen halt nicht mehr genügend Einnahmen gegenüber, stattdessen serienweise auch unerwartete Ausgaben – Unterhaltszahlungen für Ehefrauen, Kinder.

Beckers erster Manager Ion Tiriac schüttelte unlängst mit dem Kopf, als er auf Beckers erhebliche Schwierigkeiten und den leidigen Gerichtsprozess blickte. Nach der bescheidenen Meinung des rumänischen Geschäftemachers, der inzwischen in seiner Heimat zum Milliar-

där wurde, hätte Becker einer der reichsten Sportler überhaupt werden sollen, wenn nicht müssen. Aber so sehr Becker auf dem Tennisplatz noch hellsichtig taktierte, Regeln befolgte und seine Möglichkeiten eiskalt abschätzen konnte, so sehr verlor er nach dem Abschied vom Centre Court die Kontrolle, lebte über seine neuen Verhältnisse. Immerhin häuften sich die Forderungen seiner Gläubiger auf schließlich beinahe 60 Millionen Euro an.

Das Gerichtsverfahren 2003 in Deutschland, bei dem er mit einer zweijährigen Bewährungsstrafe wegen Steuerhinterziehung noch gerade der Haft entkam, hätte ein Warnschuss für ihn sein müssen. Aber besser wurde anschließend nichts für ihn, in keiner Beziehung. Nun droht ihm die härteste Zeit seines Lebens, als Mann, dem erst einmal die Freiheit genommen worden ist.

• • •

Hinter der Anklagebox stand ein Wachmann, der selbst in dieser Situation englische Höflichkeit ausstrahlte. Er bat mich, meine Tasche zu nehmen und die Treppe hinunterzugehen.

Die Räume im Untergeschoss hatten grelle Neonröhren und leuchtend gelbe Wände. Am Ende eines Korridors befand sich ein kleines Büro mit einem Schreibtisch und einem offenen Fenster. Darin warteten zwei Beamte, extrem höflich, fast als wäre ihnen dieser formelle Tanz peinlich.

— Guten Tag, Mr Becker, wie geht es Ihnen? Tut uns leid, was gerade passiert ist …

— Kein Problem, Sie machen ja nur Ihre Arbeit.

— Bitte legen Sie Ihren Anzug und Ihre Krawatte ab.

Das Knirschen des Getriebes war in diesem Moment unüberhörbar. Ich zog meinen Ralph-Lauren-Anzug aus und löste den Knoten

meiner Wimbledon-Krawatte. Ich faltete alles ordentlich zusammen, als würde ich es am nächsten Morgen wieder anziehen. Ich schlüpfte in den schwarzen Puma-Hoodie und die Trainingshose aus meiner Tasche und trat zur Seite, damit sie den Rest meiner Sachen durchsuchen konnten.

Die zwei Rasierklingen, die ich eingepackt hatte, wurden mir abgenommen. Ebenso die Nagelschere. Das Fläschchen Aftershave – na ja, wer versucht schon, Aftershave ins Gefängnis mitzunehmen, außer jemand, der keine Ahnung vom Gefängnis hat? Zumindest hatte ich nur eine billige Casio-Armbanduhr eingepackt, denn trotz meiner Aftershave-Illusionen ahnte ich, dass es keine gute Idee war, mit einer teuren Ex-Tennisprofi-Uhr im Gefängnis herumzulaufen. Damals wusste ich noch nicht, dass Zeit dort überhaupt keine Rolle spielt. Man sorgt selbst dafür, dass sie keine Rolle spielt, denn sie ist dein Feind. Die Zeit ist das, was dich innerlich auffrisst und deinen Verstand weichkocht.

Meine Anwälte Giles und Peter kamen dazu, um mir zu erklären, was möglicherweise als Nächstes passieren würde. Um aufzudröseln, was da oben gerade stattgefunden hatte. Sie waren immer noch schockiert. Ihre Emotionen zeigten, was ich selbst verbergen wollte.

— Tut uns wirklich leid. Wir hätten nicht gedacht, dass es so schlimm wird …

Ich hatte Giles immer gemocht. Ein freundlicher, guter Mann. Genau wie Peter. Aber in diesem Moment wollte ich Fakten. Ich wollte ihre Einschätzung, und ich brauchte mehr Kontext.

— Okay, Boris, das lief jetzt nicht so wie erhofft, aber es hätte auch noch schlimmer kommen können. Sie wurden zu maximal dreißig Monaten verurteilt. Aber hören Sie, dreißig Monate bedeutet effektiv fünfzehn Monate im Gefängnis.

— Wirklich?

— Wahrscheinlich kommen Sie zuerst nach Wandsworth oder Wormwood Scrubs. Keine tollen Gefängnisse, aber Sie werden es überleben. Und Sie werden dort nur vier bis sechs Wochen bleiben, dann kommen

Sie in eine Anstalt mit offenem Vollzug. Dort können Sie am Wochenende nach Hause gehen und müssen nur nachts zurück ins Gefängnis.

Dann schüttelten sie mir die Hand, gingen den Korridor hinunter, und ich fühlte mich ein wenig besser. Ich wollte nur etwas Gewissheit, um mich daran festzuhalten. Es war egal, wie gut oder schlecht die Fakten sein mochten; es ging mehr darum, in einer fremden, sich stetig verändernden Welt etwas zu haben, das solide und unanfechtbar war. Die Erleichterung hielt exakt die sechzig Sekunden lang an, die es brauchte, um zu einer Zelle geführt zu werden und zu hören, wie die schwere Tür hinter mir verriegelt wurde.

An zwei Wänden stand jeweils eine Bank, auf der ein Häftling wartete. Wieder leuchtend gelbe Farbe an den Wänden, und die betrachtet man genau, denn man möchte den anderen Männern definitiv nicht in die Augen sehen. Man fühlt sich nicht sicher. Man weiß nicht, was die zwei getan haben, nur dass sie Häftlinge sind. Allzu leicht vergisst man dabei, dass man jetzt selbst einer ist.

Es wird nicht gesprochen. Man starrt nur auf die Wand, als hätte man schon immer gelbe Farbe geliebt und als sei dies die schönste Version davon, die man je gesehen hat, und deren Anblick man sich für alle Zeiten einprägen möchte. Wenn man, um es nicht zu übertreiben, für eine kurze Pause woanders hinschauen muss, beginnt man, den Boden direkt vor den eigenen Füßen zu untersuchen. Nicht vor den Füßen der anderen Männer und schon gar nicht ihre Füße selbst. Nur direkt vor den eigenen Füßen und nicht weiter.

Ich fühlte immer noch nichts, noch nicht. Ich empfand kein Selbstmitleid und weinte auch nicht. Stattdessen dachte ich angestrengt nach, schmiedete Pläne und spielte im Kopf verschiedene Szenarien durch. Das lernt man auf dem Tennisplatz. Okay, wenn einer dieser Männer auf mich losgeht, dauert es dreißig Sekunden, bis ein Wärter kommt. Wahrscheinlich sogar länger. In dreißig Sekunden kann in einer kleinen verschlossenen Zelle, in der drei verängstigte Männer untergebracht sind, allerhand passieren. Drei verurteilte Kriminelle. Wohin soll ich mich also bewegen? Wo kann ich hin?

Irgendwann bekommst du eine Flasche Wasser. Die Zeit beginnt sich bereits zu dehnen und zu biegen. Das Wasser wird durch eine Luke in der Tür hineingeworfen. Du musst pinkeln? Du trinkst das Wasser und nimmst die Flasche.

Vielleicht war ich vierzig Minuten in dieser Zelle, vielleicht eine Stunde, ich wusste es nicht. Meine Casio-Uhr war noch in meinem Kulturbeutel. Dann öffnete sich die Tür wieder, und ein Wachmann rief mich heraus.

— Mr Becker, der Transporter ist da, um Sie nach Wandsworth zu bringen.

Damals wusste ich noch nicht, warum sie es einem erst kurz vor der Abfahrt sagen. Ich wusste nicht, dass Häftlinge im Gefängnis Dinge organisieren können. Ein Empfangskomitee, eine sanftere Landung.

Stattdessen dachte ich an Lilian. Daran, wie stark sie war. Aber ich vermutete auch, dass sie sehr verzweifelt sein musste. Ich hoffte, dass Noah bei ihr war, auch wenn es ihm vermutlich genauso ging. Ich hoffte, dass es so sein würde wie an den beiden Abenden zuvor, als er in unsere kleine Wohnung gekommen war und wir alle zusammen auf dem kleinen Sofa saßen, Pizza aßen und Bier aus der Flasche tranken. Als wir meinen zweiten Sohn Elias über Zoom anriefen und wir uns alle sehen konnten und dadurch etwas mutiger fühlten.

Dies alles hoffte ich, konnte es aber nicht wissen. Ich wollte wachsam sein, alles um mich herum aufnehmen. Ich wollte spüren, was mit mir geschah, und dabei nicht die Kontrolle verlieren.

Denn ich bin mir nicht sicher, ob ich jemals wieder so sehr die Kontrolle hatte wie an jenem 7. Juli 1985. Und es ist einfach zu sagen, dass man sich missverstanden fühlt und ein Opfer ist. Ich war kein Opfer. Ich war auch nicht so, wie manche Leute mich sehen wollten oder wie manche Zeitungen mich darstellten. Vielleicht war ich ein besserer Mensch, vielleicht sogar ein viel schlechterer. Aber ich war definitiv nicht der, für den sie mich hielten.

Es hat an jenem Sonntagabend im Südwesten Londons begonnen und nie wieder aufgehört. Mein Vater organisierte eine Parade, als ich in meine Heimatstadt Leimen zurückkehrte. Ich wollte keine Parade und verstand nicht, wie in einer Kleinstadt mit zehntausend Einwohnern rund fünfzigtausend Menschen die Straßen säumen konnten. Gemeinsam mit meinem Trainer Günther Bosch stand ich auf der Ladefläche eines offenen Jeeps, den ein Freund meines Vaters fuhr, und kam mir vor wie Papst Johannes Paul II. Das Ganze war mir unangenehm, weil es einfach nicht mein Stil war und nicht zu mir passte. Um nichts davon hatte ich gebeten. Ich wollte ein guter Tennisspieler sein, aber auf diese Art gefeiert werden wollte ich nicht.

Wenn man mit siebzehn Jahren auf einmal so berühmt ist, fühlt es sich an, als würde man plötzlich jemand anderem gehören. Die deutsche Presse sagte mir, wie ich leben sollte und was ich zu tun hatte. Militärdienst ja, Leben im Ausland nein. Diese Freundin ja, jene nein. Zu groß, zu dünn, zu Schwarz, zu weiß. Ist ihr familiärer Hintergrund angemessen? Lasst uns das Scheckbuch zücken und es herausfinden.

Wenn das erste Mal ein Freund eine Story über dich an die Presse verkauft, denkst du noch, dass es sich um einen Irrtum handeln muss. Beim zweiten Mal denkst du, dass du vielleicht einfach Pech hast. Wenn es immer wieder passiert – und zwar dann, wenn du Probleme mit deinem Tennisspiel hast oder versuchst, dich als Neunzehn- oder Einundzwanzigjähriger oder junger Vater durchs Leben zu schlagen –, fängst du an, Freunde auszusieben und aus deinem Leben zu verbannen. Du beginnst, das Vertrauen und den Glauben in andere Menschen zu verlieren.

Ich sehe mich nicht als Opfer. Ich habe Fehler gemacht, sogar ziemlich große Fehler. Manchmal war ich naiv, auch richtig kindisch, und manchmal habe ich mein Privatleben zu sehr in die Öffentlichkeit getragen. Nichts davon habe ich getan, weil ich noch berühmter sein wollte. Es geschah eher aus Stolz, Freude und Ehrgefühl. Ich

wollte den Leuten zeigen, dass es mir gut ging, dass ich verliebt war, dass ich glücklich war.

Die meistgelesene Zeitung hierzulande ist die *Bild*. Sie wird von Firmenchefs gelesen, sie wird von Kanzlern gelesen, von Ehefrauen und Ehemännern, Klempnern und Pizzalieferanten. In den letzten vierzig Jahren habe ich die meisten der Redakteure kennengelernt. Einer von ihnen hat mal zu mir gesagt: »Seit dem Zweiten Weltkrieg gibt es drei Themen, von denen wir wissen, dass sie sich am besten verkaufen: Adolf Hitler, die Wiedervereinigung und Boris Becker. Mach also weiter so, denn das verkauft sich. Es ist gut für unser Geschäft.«

Aber ich konnte einfach nicht jedes Mal gewinnen. Und wenn ich verlor – wenn ich ein Wimbledon-Finale verlor, obwohl *alle* mit einem Sieg gerechnet hatten –, war ich ein Versager. Eine nationale Schande.

Es hätte mir eigentlich egal sein können. Aber ich spürte es, auch wenn ich versuchte, es zu ignorieren. Während des Spiels dachte ich: *Okay, ich muss noch einen Grand Slam gewinnen*. Oder: *Ich muss die Nummer eins werden*. Oder: *Ich darf kein Davis-Cup-Spiel verlieren*. Das wäre dann meine Rettung. Wenn ich erneut Wimbledon gewann, was konnten sie dann Negatives sagen?

Nach dem Ende meiner Karriere wurde es schwieriger, weil es kein nächstes Wimbledon mehr für mich gab. Ich hatte keine Gelegenheit mehr, mit einem guten Wochenende auf einem großen Platz alle zum Schweigen zu bringen. Genau zu dem Zeitpunkt, als ich mit dem Tennis aufhörte, geriet auch meine erste Ehe ins Wanken, was zu einer Scheidung und einem Mega-Skandal führte. Schuld daran war ich.

Und dann folgten zwei Jahrzehnte später die Insolvenz, der Prozess und die Gefängnisstrafe. Ich war immer noch weit davon entfernt, mein Leben auf die Reihe zu bekommen. Ich wusste noch immer nicht, wie ich alles verarbeiten konnte und es schaffen sollte, weder anderen die Schuld zu geben noch selbst zusammenzubrechen. Ich wollte mich nicht mehr darum kümmern, was andere Leute von

mir dachten, aber es war schwer. Ich wusste, was der Unterton in der *Bild* und anderen dunklen Ecken der Medienwelt sein würde: *Wir haben es immer gewusst. Das war absehbar. Überrascht uns nicht im Geringsten.*

Ich wollte diesen fremden Menschen immer noch zeigen, dass sie mich falsch eingeschätzt hatten. Ich war nie ein Opfer, aber auch nicht der Mann, für den sie mich hielten.

• • •

Der Transporter, der draußen wartete, war weiß und hatte hinten eine Tür. Seitlich das Wort *Serco* in schwarzen Kleinbuchstaben. Im Inneren war er in sechs enge Einzelkabinen unterteilt. Jede mit einem quadratischen Minifenster aus dunklem Glas. Eine Sitzbank, keine Sicherheitsgurte.

Wenn man erst einmal auf dem Weg ins Gefängnis ist, trödeln sie nicht mehr lange rum. Der Transporter fährt zügig durch die schwarzen Eisentore an der Rückseite des Gerichtsgebäudes, legt sich in die Kurve und gibt Gas Richtung Tooley Street.

Das ist das touristische London, hier im Stadtteil Southwark. Ein paar Hundert Meter weiter liegt die *HMS-Belfast* auf der braunen Themse, in der anderen Richtung erhebt sich die steile, glänzende Silhouette von The Shard. Vor uns die Bögen und Gleise des Bahnhofs London Bridge.

Das alles wusste ich aus den vergangenen Wochen, als ich täglich im schwarzen Taxi zu meiner Verhandlung gefahren war. Jetzt konnte ich nichts mehr davon sehen. Denn derselbe Wachmann, der mir unser Ziel genannt hatte, hatte mich auch vor den Fotografen gewarnt, die draußen auf der Straße warteten. Die Fenster des Transporters waren zwar getönt, aber sie würden einfach ihre Kameras ganz dicht daranhalten und ihre Blitzlichter abfeuern. Also hielt ich den Kopf gesenkt und klammerte mich an meine Wasserflasche. In der nächsten engen Kurve fragte ich den Wachmann, wie lange die

Fahrt dauern würde. Er rief mit typisch britischer Präzision: Normalerweise um die fünfundvierzig Minuten, aber es ist Freitag, früher Abend, also viel los, es könnte darum anderthalb Stunden dauern …

Du weißt, dass du auf dieser Reise nicht der Einzige bist. Du hast gesehen, wie vor dir ein paar andere in den Transporter geführt wurden. Die meisten von ihnen jünger als du. Rufe tönen aus den anderen Kabinen, Fragen, Flüche und Beleidigungen. Eine Stimme verlangt zu wissen, wohin wir fahren. Der Wachmann sagt dem Typen, er soll still sein. Die Stimme wird lauter, die Sprache derber.

Keiner sagt dir, dass du nicht schwach oder verletzlich aussehen sollst, aber ein Instinkt meldet sich. Kontrolliere die Angst. Mach die Schultern breit, zeig Präsenz, so wie man es macht, wenn man als Teenager den Centre Court betritt, so wie man es macht, wenn man als Jungspund in der Umkleidekabine von erwachsenen Männern umringt ist, die einen einschüchtern wollen, bevor man raus auf den Platz geht.

Eine Stunde lang schrie und brüllte der wütende Typ neben mir, hörte aber auf, als der Wagen langsamer wurde und er begriff, wo wir waren. Jetzt schien es ihm besser zu gehen. Und ja, als man uns später hineinführte, erkannten ihn die Wärter. Na schau, auch schon wieder da?

Weiteres Blitzlichtgewitter, als der Transportbus durch das Haupttor von Wandsworth fuhr. Die Paparazzi waren schon vor uns da. Ein großes Holztor unter einem Steinbogen, auf beiden Seiten zwei massive Türme mit schmalen Fenstern wie die Schießscharten im Bergfried einer mittelalterlichen Burg. Die Türen werden von Wachen mit Pistolen am Gürtel aufgestoßen. Okay, jetzt wird's ernst.

In der ersten Sammelzelle im Gebäude befanden sich um die vierzig Häftlinge. Man konnte die aufgeladene Stimmung spüren und sah an Körperhaltung und Kleidung, wie abgebrüht und hart diese Burschen waren. Ein paar Wärter standen im Hintergrund. Sie beobachteten uns, ließen diese Ansammlung von Männern aber ansonsten in Ruhe.

Jetzt war ich zum ersten Mal eingeschüchtert. Angst kam auf. Ich musste mir keinen Platz zum Sitzen suchen, denn Sitzen war hier nicht. Es gab keinen Platz. Ich schaute also, wo alle anderen standen, und stellte mich etwas abseits an einen freien Platz.

Nach wie vor vermied ich es, jemandem in die Augen zu sehen. Aber ich spürte sie trotzdem, diese Blicke. Wie sie mich abtasteten und über mich urteilten. Ob ich die Regeln kannte – die großen offiziellen und die gefährlichen unausgesprochenen. Ich hörte, wie Vereinbarungen getroffen und alte Feindschaften oder Allianzen auf die Probe gestellt und neu geformt wurden.

— Kriegst du 'ne Doppelzelle?

— Ich bin dabei, okay?

Paarbildung, Gruppenbildung. Rekrutieren und filtern.

Sie unterhielten sich miteinander, aber nicht mit mir. Ich stand in meinem schwarzen Hoodie und den schwarzen Turnschuhen da und versuchte, nicht aufzufallen, mir in der Ecke der Zelle einen kleinen Freiraum zu verschaffen. Ich versuchte, es zu tun, ohne dass es zu offensichtlich wirkte.

Vielleicht bemerkten die Wärter etwas. Keine Ahnung. Vielleicht spricht sich herum, wer neu angekommen ist und wer sich auskennt oder unter die Räder geraten könnte. Als sie mich aus dieser Zelle riefen und mit nur vier anderen in eine viel kleinere steckten, waren mir die Gründe dafür egal. Ich war nur froh, dass es überhaupt passierte.

Im Gefängnis gibt es viele Klischees und einen schwarzen Humor, wenn man einen Sinn dafür hat. Die Aufnahme des Polizeifotos läuft exakt so ab, wie man sich das vorstellt: eine kleine Kabine, grelles Licht im Gesicht, eine Reihe von Buchstaben und Zahlen vor dir.

A2923EV. Das war ich jetzt. Und dann sieht man sich das Foto an, das sie auf dem Bildschirm ihres Computers haben, und denkt: gar nicht so übel. Sogar ziemlich schmeichelhaft, wenn man die Umstände bedenkt.

Du erhältst deine Gefängnismarke. Ein rechteckiges Plastikkärtchen an einem dünnen Band. Du weißt es noch nicht, aber du wirst dieses Ding jederzeit um den Hals tragen, wohin du auch gehst. Ob du mit anderen zusammen oder mutterseelenallein bist. Ob auf der Toilette oder nachts, wenn du versuchst zu schlafen.

Ich war jetzt im Inneren der Fabrik und wurde durch die Mühle gedreht. Ein Mensch geht hinein, eine Nummer kommt heraus.

Als Nächstes sagten sie mir, dass ich meinen Hoodie und die Trainingshose nicht behalten durfte. Die falsche Farbe – im Gefängnis gibt es keine schwarzen Sachen. Zu nah an den Farben, die die Wärter tragen. Also durchsuchte ich meine Tasche und fand nur das blaue Teil mit den weißen Streifen, das ich behalten konnte. Sie gaben mir zwei hellgraue Trainingsanzüge und Sweatshirts und ein paar weiße T-Shirts.

Es störte mich, dass ich nicht meine eigenen Sachen hatte. Ich fühlte mich ungeschützt, als wäre ich ohne Rüstung. Ich wollte ihnen sagen, dass die Sachen, die sie mir gegeben hatten, zu klein waren und auf der Haut kratzten. Dann schlich sich die Erkenntnis ein, wie so vieles andere auch: Das ist nicht mehr meine Entscheidung. Ich trage, was man mir gibt, oder ich trage nichts.

Noch mehr schwarzer Humor. Eine Leibesvisitation. Die ausgewaschenen Leihklamotten stapelten sich auf dem Boden neben mir, die Wärter streiften sich Gummihandschuhe über.

Sie forderten mich auf, die Beine zu spreizen. Dann untersuchten sie alles. Eier, Penis, Rektum. Fast musste ich lachen. Nicht ganz, aber fast.

— Was suchen Sie da eigentlich?

— Ach, Sie sind ja zum ersten Mal hier, richtig? Sie glauben ja nicht, was wir da alles finden …

Danach bekamen wir etwas zu essen. Man sollte abends eigentlich hungrig sein, wenn man seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hat. Aber ich war nicht hungrig. Ich schaute auf das dünne Weißbrot-Sandwich in seiner durchsichtigen Plastikverpackung, dann legte ich

es zurück auf den Tisch in diesem Empfangsbereich und ließ es dort liegen. Durst hatte ich aber. Mein Mund war extrem trocken, und beim Schlucken tat mir der Hals weh.

Eine weitere laute Anweisung. Treppe rauf und rein in ein Büro. Dort erklärt dir einer der leitenden Gefängnisbeamten, wie die Dinge ab jetzt laufen.

Die Atmosphäre in der Sammelzelle lässt mich nicht los. Ich musste immer wieder an die Gespräche und heimlichen Deals denken. Wer mit wem die Zelle teilen würde. Codes und illegale Allianzen, die ich nicht begriff. Bitte gebt mir einen guten Zellengenossen. Bitte gebt mir meine eigene Zelle. Einen Ort, an dem ich sicher bin.
— Mr Becker, wir stufen Sie als Hochrisiko-Insassen ein. Andere hier könnten versuchen, Sie für ihre Interessen einzuspannen und zu übervorteilen. Zu Ihrer eigenen Sicherheit werden Sie daher in einer Einzelzelle untergebracht.

Pure Erleichterung. Ein echtes Glücksgefühl, zumindest für den Moment. Als hätte ich gerade einen Vorhand-Winner die Seitenlinie runtergeschickt. Als würde ich am Netz stehen und die Faust ballen.

Dann abrupt zurück in die Realität. Fragen, auf die ich Antworten wollte.
— Wie kann ich auf Toilette gehen? Was ist mit Duschen?
— In Ihrer Zelle haben Sie eine kleine Toilette und ein kleines Waschbecken.
— Super, vielen Dank.
— Aber seien Sie vorsichtig in den Duschräumen. Wir gehen da nicht rein. Bleiben Sie also nicht zu lange, und duschen Sie nur mit Häftlingen, die Sie kennen. Suchen Sie sich eine Gruppe, mit der Sie jedes Mal hingehen können.

Der Beamte erklärte mir, dass man mich einem Gesundheitscheck unterziehen würde. Ich schilderte ihm eine Kurzfassung meiner Krankenakte und nannte ihm die Tabletten, die ich wegen meiner kaputten Knie brauchte. Lektion Nummer zwei: Es war total egal, was mir mein Arzt in München verschrieben hatte. Im Gefängnis